

# Kommt jetzt das Kalifat?

Verspernte Wege: Wofür die Türkei dem Westen nicht mehr zur Verfügung steht und wohin sie unter dem „neuen Sultan“ treibt.

Von Maurus Reinkowski

Am 10. Juli hielt Staatspräsident Recep Tayyip Erdogan eine Rede, nachdem das Oberste Verwaltungsgericht der Türkei die Rückumwandlung der Hagia Sophia in eine Moschee ermöglicht hatte. Die Rede zeigt deutlich die Grundmuster der heutigen türkischen Staatsrhetorik: Nicht die Rückumwandlung des Museums in eine Moschee, die das selbstverständliche Recht einer souveränen Türkei sei, stehe zur Debatte, sondern die überall in der Welt aufquellende Islamfeindlichkeit. Die Wiedereröffnung der Hagia Sophia als Moschee sei zudem ein Vorbote dafür, dass die Al-Aqsa-Moschee auf dem Tempelberg in Jerusalem bald wieder ihre Freiheit – nicht anders zu deuten als: von der israelischen Besatzung – erlangen könne.

Der Grundtenor ist klar: Der eigene Expansionismus erklärt sich zur Schutzmaßnahme gegen die Aggression der anderen; an der Berechtigung des Handelns dieser Regierung könnten nur Übelwollende zweifeln, wenn es so offensichtlich zum Wohle aller Muslime und letztlich der Menschheit sei. Lässt man für einen Augenblick die ausgeprägt islamistische Auskleidung dieser Rhetorik beiseite, so sind die Ähnlichkeiten zum gegenwärtigen Selbstbild und Auftreten Chinas bemerkenswert: Die Türkei ist ein Staat, der dank seiner wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit, machtpolitischen Position und identitätspolitischen Ressourcen anderen Staaten seine Spielregeln und moralisch-ethische Sicht der Dinge auferlegen will.

Beide Länder, China und die Türkei, rechtfertigen diesen Anspruch mit dem Verweis auf eine jahrhundertelange erfolgreiche imperiale Geschichte; zugleich sehen sie sich als Opfer eines übermächtigen europäischen Imperialismus im neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert, den sie jedoch in einem heldenhaften Kampf hätten abschütteln können. Beide Staaten sehen sich durch ihre Opfer- und Heldengeschichte dazu berechtigt und imstande, dem Westen seine stumpf gewordene Waffe einer globalen liberalen Ordnung aus der Hand zu schlagen und eigene und neue Werte zu behaupten.

Dabei ist die Parallellität in der Entwicklung erstaunlich: Die zu Beginn des neuen Jahrtausends noch sehr wirtschaftsorientierte Politik der türkischen Regierung gliedert sich des risikoscheuen Hu Jintao, der China von 2003 bis 2013 führte; der von 2010 an immer forscher auftretende Erdogan zeigt Ähnlichkeiten zum offensiv gestimmten Xi Jinping.

## Das Land rückt mitten hinein in die europäischen Gesellschaften

Ist also die Türkei eine Art kleineres Reich der Mitte, das aber durch seine viel größere Nähe zu Europa uns zumindest als ebenso groß erscheinen muss? Natürlich ist die Türkei nicht annähernd so bedeutend wie China, angesichts dessen wirtschaftlicher und mittlerweile politischer Macht es sich alle, die mit China zu tun haben, gut überlegen, wie oder ob man überhaupt noch Kritik vorbringen will. Die Türkei hat jedoch ihr eigenes Gewicht: Sie kann ihre besonderen Beziehungen mit dem Westen durch ihre Nato-Mitgliedschaft und zu Europa – immerhin führt sie noch Beitrittsverhandlungen mit der Europäischen Union – ins Feld führen, ihre geostrategische Bedeutung tritt immer wieder deutlich zutage, und die großen aus der Türkei kommenden Diasporen in Europa rücken die türkische Politik ohnehin mitten hinein in die europäischen Gesellschaften.

Die neue Handlungsfreiheit der türkischen Regierung beruht zudem darauf, dass sich die Vereinigten Staaten immer mehr aus der Region zurückziehen. Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs hatten sie die Spielregeln im Nahen Osten bestimmt, aber sie nehmen sich seit dem Debakel der Irak-Intervention 2003 immer mehr zurück. Und so tanzen die – ehemaligen – Mäuse auf dem Tisch. Die jetzige Politik der Türkei im östlichen Mittelmeerraum geht über den „Neo-Osmanismus“ Ahmet Davutoglus (Außenminister in den Jahren 2009 bis 2014 und Ministerpräsident von 2014 bis 2016) mittlerweile hinaus.

Es geht nicht mehr um „null Probleme“ mit den Nachbarn, sondern um die direkte Durchsetzung eigener Interessen, gestützt auf einige wenige Zweckverbündete.

Ist die Türkei schon verloren? Für den Westen sicherlich in dem Sinne, dass die Türkei für den Part, den der Westen für sie jahrzehntlang vorgesehen hatte, nämlich als Blockadestein für von Osten kommende Bedrohungen zu dienen, nicht mehr zur Verfügung steht. Das Beharren der Türkei darauf, dass ihre neue Rolle und Bedeutung anerkannt werden, mag unangenehm sein, aber es ist eine neue Wirklichkeit und als Anspruch nicht unstatthaft. Die Türkei hat ihre Mitgliedschaft in der Nato nicht aufgekündigt – und wird es wohl aus Eigeninteresse nicht tun. Das Nato-Bündnis wiederum hat Erfahrung darin, sich mit schwierigen Partnern zu arrangieren. Zudem kann man darauf vertrauen, dass die Türkei im neu entstandenen Ordnungsdschungel des Nahen Ostens und des östlichen Mittelmeers ihre Lektionen noch im Selbststudium lernen wird.

Im Inneren stützt sich die seit 2002 regierende Partei für Gerechtigkeit und Entwicklung (AKP) auf einen festen Wählerstamm von gut einem Drittel der Wahlbevölkerung, ungeachtet der mittlerweile wirtschaftlich schwierigen Lage. Im Bündnis mit der nationalistisch-rechtsradikalen Partei der Nationalen Bewegung (MHP) reicht das halbwegs für eine Mehrheit, solange die Gegner zersplittert sind beziehungsweise sich immer wieder auseinanderverdividieren lassen.

## Unkalkulierbare und gefährliche Schritte

Nicht alles, was in den ersten Jahrzehnten der Republik Türkei auf den Weg gebracht wurde, wird sich zurückdrehen lassen: Es ist gängige Münze, seit der Umsetzung des ganz auf Erdogan zugeschnittenen Präsidentschaftsregimes im Jahr 2018 von einem „neuen Sultan“ zu sprechen. Das osmanische Sultanat wurde 1922 abgeschafft; das bis dahin in Personalunion mit dem Sultanat bestehende Kalifat zwei Jahre später, im Jahr 1924, aufgehoben. Steht also, nach dem „Wiedererstehen“ des Sultans, nun die Wiedereinführung des Kalifats an? Es ist jenseits jeder Wahrscheinlichkeit, dass die türkische Regierung sich zu solch einem innerhalb der islamischen Welt unkalkulierbaren und gefährlichen Schritt hinreißt ließe. Dann aber vielleicht eine Rückkehr zur arabischen Schrift? Unvorstellbar schwierig.

Manche Wege sind für die Türkei versperrt, im Guten wie im Schlechten: Das Militär, früher der selbsternannte Schutzherr über Politik und Gesellschaft, kann nach seiner Entmachtung nicht mehr in die Politik eingreifen und – je nach Perspektive – die Dinge zu-rechtrücken beziehungsweise verwirren. Eine rasche Änderung der Machtverhältnisse ist ohnehin nicht in Aussicht: Die AKP-Regierung hat alles Erdenkliche dafür getan, sich tief in den Schaltstellen der Macht einzugraben. Eine einfache Übergabe der Regierungsgeschäfte bei den nächsten Präsidentschafts- und Parlamentswahlen 2023, dem Jahr, in dem die Türkei zudem ihr einhundertjähriges Bestehen als Republik feiern wird, erscheint derzeit kaum möglich.

Tief verankert ist das Selbstbild der AKP-Elite, dass nach vielen Jahrzehnten der Herrschaft einer westlich orientierten technokratischen und dem Volk entfremdeten Elite es ein Zeichen ausgeleuchteter historischer Gerechtigkeit sei, dass nun die eigentliche Mehrheit der Nation die Regierung führe. Die jetzt regierende Partei und ihr Vorsitzender begründen eben ihre Härte und ihren Autoritarismus aus der Geschichte ihrer Zurücksetzungen und Kränkungen. Ist also die Entwicklung in der Türkei als eine schicksalhaft eingetretene tektonische Verschiebung hinzunehmen? Ganz sicher nicht.

Die Türkei verfügt über eine schwierige, aber jahrzehntelange Erfahrung mit der Demokratie. Meist langen illiberalen Phasen folgten immer wieder – meist kürzere – Zeiträume von Öffnung. Warum sollte dieses Grundmuster nicht für die Zukunft gelten? Insofern sollte die überschäumende Begeisterung, die der Türkei in der europäischen Öffentlichkeit vor zwanzig Jahren entgegengebracht wurde, jetzt nicht einer achselzuckenden Gleichgültigkeit weichen. Ein langer Atem ist notwendig und zugleich die Einsicht, dass die Türkei, wenn sich die Dinge einmal wieder grundsätzlich ändern werden, nicht das sein wird, was man selbst vielleicht für die beste aller türkischen Welten halten würde.

Maurus Reinkowski, Jahrgang 1962, leht Islamwissenschaft an der Universität Basel.



Still ruht der See: Doch bald soll es hier ordentlich krachen, wenn die Brücke über die Bobertalsperre für den nächsten „Mission: Impossible“-Film gesprengt wird. Foto Piotr Mitelski

# Was die Wehrmacht nicht schaffte

Mission: Unmöglich! Tom Cruise will für seinen neuen Film eines der schönsten Brückenmonumente Polens sprengen

Sie ist nicht nur ein Technikenkmal ersten Ranges, sie verbindet mit ihrer organisch geschwungenen Form auch die bewaldeten Hänge einer Talsperre derart elegant, dass es der Schöpfer nicht wesentlich besser hätte lösen können – die Bobertalbrücke in Niederschlesien.

Mit ihrer ebenso spektakulären wie landschaftsbildprägenden „Fischbauch“-Konstruktion scheint sie wie ein stahlglänzender fliegender Fisch schwerelos über die Talsperre zu gleiten. Die Brücke stammt aus den Jahren 1905/06 und darf als wichtigste erhaltene Eisenkonstruktion der hochindustriellen Phase Schlesiens gelten. Mit einer Länge von 132 Metern bei 42 Meter Höhe und einer Bogen-spannweite von 85 Metern ist sie eine der wenigen erhaltenen „hängenden“ Brücken weltweit. Dass sie in der Liste der Technikenkmäler verzeichnet wäre, sollte selbstverständlich sein. Sie befindet sich in einem passablen Allgemeinzustand, diente sie doch noch bis vor vier Jahren dem modernen Zugverkehr. Während aber vergleichbare Technik-Wegmarken in England längst unter Schutz gestellt und sorgfältig restauriert wurden, ist die filmreife Brückenpreziosa nahe des

schlesischen Orts Pilchowice (bis 1945 Pilchowitz) nun akut gefährdet – und zwar ausgerechnet durch ein Filmteam aus Hollywood.

Kein Geringerer als der Schauspieler und Produzent Tom Cruise will für den nunmehr siebten Teil seiner unkaputtbaren Agenten-Saga „Mission Impossible“ die Brücke in die Luft sprengen lassen. Erste hölzerne Teile wurden schon entfernt, um ihr die filmische Anmutung einer Ruine zu verleihen – ein bereits teilruiniertes Bauwerk ist allemal leichter zu schänden als ein intaktes. Wie kann, wird man sich fragen, eine Regionalregierung oder gar übergeordnete Behörden dem zustimmen? Nun, der „Walk of Fame“ rief, und die publicityversessene Zentralregierung in Warschau folgte dem Ruf. Ein Foto mit Cruise & Co. als Best Buddies dort, ebenso die vom Filmteam in Aussicht gestellte Ankurbelung des Tourismus in der Region durch den mutmaßlichen Kassenschlager.

Geködert wurden die Regierungsstellen zusätzlich mit dem Glasperlen-Versprechen einer „originalen“ Kopie der Brücke inklusive Ausbesserung der Schienen in der Nähe. Wer die Wiederaufbauten Hollywoods wie beispielsweise jene

auf der nach den Dreharbeiten zu „Star Wars VII“ verwüstet hinterlassenen ältesten Klosterinsel der Welt, Skellig Michael in der irischen See, kennt, wird hier eher Skepsis hegen. Die steinernen Bienenkorbhütten auf Skellig Michael hatten zwar den Wikingerüberfall von 823 überlebt, nicht aber das Filmteam des Jahres 2014. Das waren allerdings unerwünschte Folgeerscheinungen der Dreharbeiten. In Polen verhält es sich anders. Der Kollaps des Denkmals ist erwünscht.

Die Begründung für das Sprengen des unersetzlichen Baudenkmals ist bizarr: Es solle „echt“ aussehen. Offenbar will Cruise damit an den Nimbus realer Brückenbauten für Filme wie „Die Brücke am Kwai“ oder „Die Brücke von Arnheim“ anknüpfen, die beide jeweils eigens errichtet oder realer zu zerstören versucht wurden (die tatsachengetreu misslingende Sprengaktion der Waalbrücke in Nijmegen ließ das Bauwerk aber natürlich überleben). Heute jedoch, auf dem Höhepunkt der digitalen Perfektion, können anders als vor zehn Jahren selbst Fachleute virtuell erzeugte Explosionen nicht mehr sicher von realen unterscheiden. Doch Cruise geht den gegenteiligen Weg. Diese verzweifelte Suche nach Authentizität

fügt sich nahtlos in seine letzten Projektvorstellungen: Noch frisch ist etwa die Ankündigung, seinen nächsten Film zu Teilen tatsächlich im Weltraum zu drehen, um die Bedingungen der Schwerelosigkeit „spürbar“ werden zu lassen.

Auf einer höheren Ebene der Bildgeschichte und mit Abstand betrachtet, äußert sich in der geplanten Sprengung im Stile des Spätrealismus ein anderes Symptom: Nach der rein digitalen Corona-Durststrecke schwenkt die Sehnsucht der Betrachter derzeit unverkennbar zu haptischen und originalen Kunstwerken um – selbst die sogenannten *digital natives* bekunden nun reihenweise ihren Überdross an den allfälligen digital generierten Scheinwelten im Netz. Die originalen erhaltene Bobertalbrücke würde damit groteskerweise zum Opfer einer Sucht nach „Echtem“.

Was die zurückweichende Wehrmacht 1945 nicht schaffte – die vollständige Sprengung der Brücke – schafft nun also, falls Hollywood oder Warschau nicht noch zu Sinnen kommen, ironischerweise Tom Cruise. In seiner Rolle als Stauffenberg im Film „Valkyrie“ versagt er im Sprengen der Wolfsschanze. Diesmal will er ganze Arbeit leisten. STEFAN TRINKS

# Wunschkonzert mit bestem Wagner

Im Weinviertel und in Tschechien versammeln sich Spitzensänger aus Bayreuth / Von Florian Amort, Mikulov

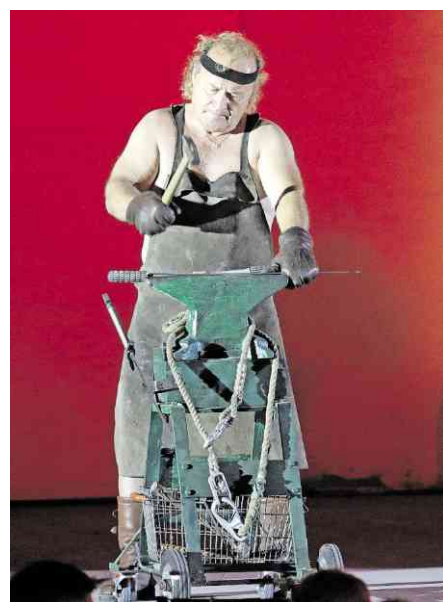
Vor 144 Jahren verwirklichte Richard Wagner mit der ersten zyklischen Aufführung seiner monumentalen Tetralogie „Der Ring des Nibelungen“ im eigens erbauten Bayreuther Festspielhaus und in Anlehnung an die Dionysien des antiken Griechenlands seine Utopie eines Theater-fests. Vor hundert Jahren gründeten Hugo von Hofmannsthal, Richard Strauss und Max Reinhardt durchaus in Frontstellung gegen Bayreuth die Salzburger Festspiele. Am Ende des Ersten Weltkriegs träumten sie von friedensstiftenden Festspielen voll europäischen Geistes in der Geburtsstadt Wolfgang Amadeus Mozarts.

Oder war es doch – neben schnöden ökonomischen Überlegungen – ein geschickt kaschiertes antimodernes Projekt, eine kulturelle Restauration, gepaart mit der deutschen nationalen Grundidee eines „bayerisch-österreichischen Stammes“ und der Suche nach einer österreichischen Identität nach dem Zusammenbruch der einst so stolzen Donaumonarchie? Reinhardt hoffte 1918, „das, was in Bayreuth, gruppiert um ein norddeutsches Individuum, Wagner, geübt wird, hier um ein ungleich komplexeres und höheres Zentrum, die Kunst Österreichs, herzubauen“.

Die Forschung zeichnet mittlerweile ein differenziertes Bild über die Gründungsmotivation der Salzburger Festspiele. Im kollektiven Gedächtnis blieben gleichwohl der Friedensappell und die Idee eines vereinten Europas. Auch heute noch träumen Menschen von der Idee, durch Kultur Identität und Frieden zu stiften, Nationen zu verbinden und ein humanistisches Menschenbild zu vermitteln, selbst wenn diese Utopie durch aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen sichtlich angekratzt ist. Einer dieser Menschen ist der österreichische Tenor Peter Svensson, der zusammen mit seinem Landsmann, dem Dirigenten und Pianisten Matthias

Fletberger, die Weinviertler Festspiele ins Leben rief. Als länderübergreifende Kooperation konzipiert, verstehen sie sich dezidiert als Festspiele ohne Grenzen und finden nun noch bis zum 23. August erstmals im österreichischen Pöysdorf und im tschechischen Mikulov statt.

So überrascht es kaum, wenn die Festspielpräsidentin Eva Walderdorff in ihrer Eröffnungsrede direkt eine Parallele zu gegen Salzburger Festspielen zieht. Zwar ließe sich die damalige Situation nicht mit der heutigen vergleichen, jedoch „ist es in Zeiten wie diesen überhaupt nicht selbstverständlich, ja geradezu einzigartig, in dieser den Künstlern so widrigen, ja feindlichen Lage neue Festspiele zu gründen.“ Svensson sekundiert: „Festspiele von Mensch zu Mensch, Festspiele für Künstler und Publikum gleichermaßen.“ Ihm



Der Tenor Peter Svensson, hier als Mime, ist Mitinitiator. Foto Gesine Görlich-Fletberger

schwebt eine Art Solidarpakt vor, der Künstlerinnen und Künstlern vergütete Auftritte ermöglicht, ohne dem Zuschauer zu tief in den Geldbeutel zu greifen.

Programmatisch daher gleich die Eröffnungsgala im Amphitheater Mikulov (von den 2230 Plätzen durften theoretisch tausend verkauft werden; anwesend waren knapp vierhundert Zuschauer): Der Rein-erlös kommt komplett der von Svensson ins Leben gerufenen Corona-SängerInnen-Nothilfe zugute, die Akteuren aus der Welt der Oper, die durch die Corona-Pandemie in finanzielle Notlage gekommen sind, schnell und unbürokratisch Hilfe verspricht. Die Bereitschaft, honorarfrei zugunsten der Nothilfe die Festspiele zu eröffnen, war seitens der Künstlerinnen und Künstler hoch: 24 überwiegend namhafte Solisten präsentierten im Weinviertel zur Eröffnung populäre Wunschkonzert-Stücke, darunter gefeierte Bayreuth-Sänger wie Günther Groissböck, Franz Hawlata, Tomasz Konieczny, Thomas J. Mayer und Nadine Weissmann.

Neben viel erwartbar gut musiziertem Wagner (Cavatine des Wolfram aus „Tannhäuser“, Beginn dritter Aufzug aus „Die Walküre“, Schusterlied aus „Die Meistersinger von Nürnberg“, Schmiedelieder und Beginn dritter Aufzug aus „Siegfried“) kommt auch der Antipode Giuseppe Verdi gebührend zum Zug. Wie bestellt grollt der Donner zu Kethy Tavar-Davis’ Arie der Azucena, „Condotta ell’era in ceppi“, aus „Il trovatore“, ehe ebenso eindringlich wie stimmungswaltig Csilla Boross in ihrem „Pace, pace, mio Dio!“ aus „La forza del destino“ zwar den Himmel wieder beruhigen, die etwa zwanzigminütige Unterbrechung wegen eines Nieselns jedoch nicht verhindern konnte. Den transnationalen Anspruch des Festivals verdeutlicht indes das Duett Hans und Kezal aus Smetanas „Die verkaufte Braut“, wenn Aleš Bricein auf Tschechisch und Kurt Rydl auf Deutsch mit

Rampensauqualität über die richtige Ehefrau feilschen.

Dass man auch einen Geiger unter den zahlreichen Sängern findet, ist der Festspielpräsidentin Walderdorff zu danken. Sie bestand darauf, den österreichisch-russischen Geiger Yury Revich einzuladen. Mit Pablo de Sarasates Konzertfantasie über Themen aus der Oper „Carmen“ spielt er sich virtuos durch Flageoletts, Doppelgriffe und kaskadenartige Läufe und bietet den von Hermine May und Thomas Weinbappel präsentierten Arien aus Georges Bizets Meisterwerk gekonnt Paroli. Direkt im Anschluss zwei weitere Höhepunkte: Sílvia Vörös, Ensemblemitglied der Wiener Staatsoper, verflucht in „O don fatale!“ aus Verdis „Don Carlo“ denkbar hingebungsvoll ihre Schönheit, während Daniela Fally mit Bernsteins „Glitter and be gay“ sich von solchen Seelenverrenkungen kokett mit einem Federfächer spielend unbeeindruckt zeigt.

Die Eröffnungsgala demonstriert auch das große künstlerische Potential, das in dem rund sechzigköpfigen Orchester, zusammengesetzt aus Musikern von Prag, Brno und Wien unter der Leitung von Musikdirektor Fletberger und dem ersten Kapellmeister des Theaters Ulm, Levente Török, steckt, und macht Lust auf die beiden großen Opernproduktionen („Der fliegende Holländer“ und „Tristan und Isolde“) – und aufs kommende Jahr.

Bis dahin wird mit Sicherheit auch eine Lösung für die akustischen Verwerfungen – je nach Position des Solisten auf der Bühne – gefunden. Und wer weiß, was sich in Zukunft noch alles entwickeln kann. Vielleicht wird Andrea van der Smissen schon bald die Arie der Elisabeth, „Dich, teure Halle, grüß’ ich wieder“ aus dem „Tannhäuser“, in einem zum mindest für das Orchester überdachten Ambiente und vor dem bis auf den letzten Platz gefüllten Amphitheater Mikulov präsentieren können.